

Prolog

Die Sonne stand tief und strahlte mit einer Intensität, als wollte sie den Flughafen ein letztes Mal in ein Gewand aus goldglänzendem Brokat kleiden.

Ian Stewart saß auf einem Wartesitz vor dem Gate und schmunzelte, während er Finley beobachtete, wie dieser seine Nase an der riesigen Scheibe plattdrückte und auf das Rollfeld des Flughafens von Edinburgh hinausblickte. Finleys Augen schienen vor Begeisterung zu leuchten. Ian wusste, dass für seinen Sohn Flugzeuge im Augenblick die Welt bedeuteten. In seinen schmalen Händen hielt der Junge sein speckiges Notizbuch, das er überallhin trug, seit er vor drei Jahren Schreiben gelernt hatte.

«Schau nur, Daddy, das ist ein Airbus A320 von British Airways. Er fliegt nach London-Heathrow. Und da drüben, das ist eine Boeing 737 von KLM, die nach Amsterdam Schiphol fliegt.» Finley blätterte flink durch die Seiten. Vor der Fahrt zum Flughafen hatte er sämtliche Daten zu den Flugzeugen, die heute in Edinburgh starten und landen sollten, im Internet recherchiert. Auf jede Seite seines Büchleins hatte er farbige Haftmarker geklebt, um sich darin rascher zurechtfinden zu können.

Vor lauter Stolz auf das breite Wissen seines Sohnes, zerzauste Ian Finleys rotblondes Haar, das wild und ungebändigt in alle Richtungen stand.

«Du scheinst ja jedes Flugzeugmodell zu kennen. Und was ist mit diesem Großen dort drüben?»

«Äh ... das ist eine Boeing 757-200 von Omega Airways.» Es folgte ein kurzer Kontrollblick in seine Notizen. «Sie fliegt nach Boston-Logan. Ui, das ist aber eine alte Maschine, und sie fliegt mit nur zwei Triebwerken über den Atlantik.» Und nach kurzem Zögern: «Das ist ja unser Flugzeug!»

«Genau. In einer Stunde werden wir hoffentlich mit diesem alten Klipper abheben. Und morgen, wenn wir in Boston landen, werden uns Oma Jane und Opa Carl am Flughafen abholen. Die beiden freuen sich riesig auf dich. Es ist eine Ewigkeit her, seit sie dich das letzte Mal gesehen hatten. Damals warst du erst fünf.»

«Ich kann mich kaum an die beiden erinnern.» Finley wickelte sich eine Haarsträhne um den Finger und blickte gedankenverloren in die Ferne.

Eine halbe Stunde später begann das Einsteigen.

«Willkommen an Bord, Mr. Stewart», begrüßte eine freundliche Flugbegleiterin die beiden, nachdem sie kurz einen Blick auf Ians Ticket geworfen hatte. «Und du musst Finley sein», wandte sie sich an den Jungen. Dabei ging sie leicht in die Hocke, stützte die Hände auf die Knie und lächelte ihn an. «Fliegst du das erste Mal über den Atlantik?»

Ian wusste, dass es seinen Sohn unangenehm berührte, wenn jemand ihn so direkt ansprach. Er spürte, wie sich Finley an seine Beine klammerte und es vermied, der

Flugbegleiterin in die Augen zu blicken.

«Finley ist bereits vor ein paar Jahren zu seinen Großeltern in die USA geflogen», erwiderte Ian an Finleys Stelle. «Wir sind beide etwas aufgeregt, ob alles klappen wird.»

«Das wird sicher ein angenehmer Flug», beruhigte ihn die Flugbegleiterin. «Wie es scheint, werden wir pünktlich starten. Das Wetter soll auch mitspielen. Es gibt keinen Grund zur Sorge.»

Ian überließ Finley den Fensterplatz. Sein Sohn durfte die Startvorbereitungen durch das Fenster verfolgen. Andererseits war Ian froh, nicht mitanzusehen zu müssen, wie dieses Flugzeug abheben und rasch den Kontakt zum sicheren Grund verlieren würde. Er konnte sich nicht erklären, wie ein solcher Riesenvogel, beladen mit Hunderten von Menschen und zusätzlicher Fracht, sich derart leicht in die Lüfte schwingen konnte, ohne wie ein Stein vom Himmel zu fallen.

«Wir fahren!», rief Finley begeistert, sodass sich einige Passagiere nach ihm umdrehten. Tatsächlich wurde das Flugzeug rückwärts aus der Parkposition geschoben. Draußen entschwanden langsam die Silhouette und die Lichter des Flughafens. Am Ende der Startbahn angekommen, stoppte die Maschine kurz. Ian schloss die Augen und krallte sich an die Armlehnen.

Bleib ruhig! Das schaffst du.

Wie er diesen Moment hasste. Man verlor jegliche Kontrolle über das Geschehen und war einer für Normalsterbliche unverständlichen Technik und wildfremden

Menschen ausgeliefert. Er hoffte, dass die Piloten ihr Handwerk verstanden.

Warum waren seine Eltern damals überhaupt auf die bescheuerte Idee gekommen, in die USA zu ziehen, statt ihren Lebensabend – wie all ihre Freunde und Bekannten – in Edinburgh zu verbringen?

Plötzlich spürte er Finleys warme Hand auf seinem Arm und öffnete die Augen.

«Daddy, du musst keine Angst haben», beruhigte ihn sein Sohn. «Omega Airways sind sicher. Der letzte Absturz war vor ganz langer Zeit, 1985 in Dallas-Fort-Worth. Das war eine Lockheed L-1011 TriStar – die wird heute aber nicht mehr gebaut.»

Ian musste lachen und drückte Finleys Hand. Dessen kindliches Bemühen, ihm seine Flugangst zu nehmen, rührte ihn. Nun setzte das Dröhnen der Triebwerke ein und verschluckte alle Geräusche in der Kabine. Das Flugzeug vibrierte und beschleunigte. Ian wurde von einer unsichtbaren Kraft in seinen Sitz gedrückt. Draußen flog die Landschaft immer rascher vorüber. Nach unerträglich langen Sekunden hob die Maschine endlich von der Piste ab und stieg steil in den wolkenlosen Abendhimmel.

Ian überwand sich und blickte, über Finleys Kopf hinweg, aus dem Kabinenfenster. Tief unter ihnen: die M9, auf der winzige Autos wie Spielzeug dahinrollten. Links daneben Newbridge – geduckte Häuserzeilen in der Dämmerung. Rechts, weit entfernt, das silbrige Leuchten des Firth of Forth. Und darüber gespannt wie ein Stahlband – die Forth Bridge.

In Kürze würden sie die Reiseflughöhe erreichen. Dann endlich könnte er sich entspannen, die Bordmahlzeit genießen, etwas lesen, möglicherweise einen dieser langatmigen Filme schauen und darüber hoffentlich einschlafen. In acht Stunden wäre alles überstanden und sie würden in Boston wieder festen Boden unter den Füßen spüren.

Um Finley musste er sich keine Gedanken machen; er wusste sich überall zu beschäftigen. Auch jetzt bemerkte Ian, wie der Junge konzentriert nach draußen blickte und sich eifrig ein paar Zeilen in sein Büchlein notierte.

Sie planten, zwei Wochen bei Ians Eltern zu wohnen, Ausflüge zu unternehmen und den Indian Summer mit seinem Farbspektakel zu erleben, falls Ians Nerven nicht vorher blank liegen würden. Gewiss, er liebte seine Eltern innig. Sie waren herzensgute Menschen. Zeitlebens hatten sie sich für Obdachlose engagiert, hatten stets ein offenes Ohr für ihre Sorgen und eine warme Mahlzeit gehabt.

Mit dem Alter waren sie jedoch immer schrulliger geworden. In letzter Zeit musste alles genauso gemacht werden, wie sie es haben wollten. Ihr Tagesrhythmus war minutiös getaktet und lief immer nach dem gleichen Muster ab. Vor allem sein Vater wurde zunehmend altersstörrisch und duldeten keinen Widerspruch. Ian kam sich dann jeweils hilflos vor, als ob er in ein zu enges Korsett gezwängt würde. Ein Gefühl, das er hasste – und das er seit seiner Kindheit in der Gegenwart seiner Eltern nie abschütteln konnte.

Ein Ruck ... ein Knall; Ian wurde aus seinen Gedanken

gerissen.

«Was ... was war das, Daddy?» Finley blickte seinen Vater mit weit aufgerissenen Augen an.

«Keine Ahnung. Sicher nichts Ungewöhnliches. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.»

Ian bekam einen trockenen Mund.

«Daddy! Da ... ein Stück Flügel fehlt», schrie Finley und deutete hektisch mit dem rechten Zeigefinger in Richtung des Kabinenfensters. Die Passagiere schrien durcheinander, gestikulierten, klammerten sich an die Sitze. Jemand faltete seine Hände und murmelte ein Gebet. Hinten im Flugzeug stieß ein Fluggast unmenschliche Schreie aus.

Die heisere Stimme des Piloten erklang im Lautsprecher: «Hier spricht Captain Miller ... Wir haben ein Problem. Das rechte Triebwerk ist ausgefallen. Wir werden zurückfliegen. Setzen Sie sich hin und schnallen Sie sich an!»

Ein weiterer heftiger Schlag. Das Triebwerk wurde abgerissen. Die Maschine sackte ab. Der gesamte Rumpf vibrierte. Ein kollektiver Schrei erfüllte die Kabine. Ein Passagier stieß seinen Kopf am Gepäckfach, sank auf seinen Platz und blieb benommen sitzen. Die Flugbegleiterinnen versuchten krampfhaft, ihr Gleichgewicht in der rüttelnden Maschine zu halten und hielten sich an den Sitzen fest, während sie durch den Gang taumelten, um die Fluggäste zu beruhigen.

In ihren Augen jedoch sah man entsetzliche Angst.

Rauch drang ins Flugzeug und breitete sich rasch aus.

Passagiere husteten und rangen nach Atem. Sauerstoffmasken fielen von der Decke. Die Menschen griffen gierig nach ihnen, setzten sie auf, in der Hoffnung, Schlimmeres abzuwenden. Das Kabinenlicht fiel aus. Notlichter sprangen an.

Wie durch Geisterhand legte sich die Maschine auf die linke Seite. Gepäckstücke schossen durch die Kabine. Das Flugzeug begann zu trudeln.

Ian wusste es jetzt. Sie würden diesen Absturz nicht überleben. Er spürte, wie das Flugzeug mit jeder Sekunde tiefer fiel, wie die Welt sich überschlug und das Dröhnen der Triebwerke in ein grauenhaftes Heulen überging. Mit zitternden Armen beugte er sich zu Finley hinüber und drückte dessen starren Körper fest an sich, als könnte er ihn vor allem Unheil beschützen.

Das war das Letzte, was er für seinen geliebten Sohn tun konnte.

Kapitel 1

Ein sanfter Luftzug bewegte das Laub in den Bäumen. Das kräftige sommerliche Grün der Ahornblätter war einem dezenten Gelb-Orange gewichen und kündigte damit die ersten Herbsttage an.

Samstag. Seit über einem halben Jahr suchte Laura Jordan an diesem Wochentag den Friedhof von Falmouth auf. Unterdessen kannte sie jeden Grabstein. Jeden Namen. Auf ihrem Weg über den Friedhof ließ sie sich Zeit. Sie schätzte die Ruhe, die Abgeschiedenheit dieses Stückchens Erde. Sie atmete tief durch. Für einen Moment verspürte sie wieder etwas Kraft.

Wie paradox. Hier scheint die Welt noch heil zu sein, obwohl jeder Flecken erfüllt ist von tiefer Trauer.

Ganz hinten, abgesondert von den anderen Ruhestätten, hatte die Friedhofsverwaltung vor einigen Jahren eine Ecke für totgeborene Babys eingerichtet. Unscheinbar, am Fuß der Mauer, lag Sophias Grab. Ein Engel aus Ton, ein Plastikwindrad und ein Stein mit Sophias Namen darauf eingraviert – das war der einzige Grabschmuck. Hier lag ihr Kind. Ehe es je das Licht der Welt erblickt hatte.

«Die Zeit heilt alle Wunden.» Blödsinn. Nur ein dämlicher Spruch von Leuten, die nichts verstanden. Die noch nie jemanden verloren hatten. Jetzt waren sechs Monate und 18 Tage vergangen ... nicht das Geringste war besser

geworden. Der Schmerz brannte sich täglich tiefer ein. Wie Säure.

In der 25. Woche ihrer Schwangerschaft hatte Sophias Herz aufgehört zu schlagen.

Einfach so. Ohne Ankündigung.

Zuvor schien sich der Fötus bestens zu entwickeln. Die Vorsorgeuntersuchungen waren stets normal verlaufen, obwohl die Ärztin meinte, mit ihren 41 Jahren sei Laura eine Risikoschwangere. Zumal sie aber gesund sei, sich ausgeglichen ernähre, regelmäßig ins Fitnessstudio ginge und nicht rauche, meinte Dr. Brown, entwickle sich das Baby prächtig. Wie sie sich doch getäuscht hatte.

An diesem verhängnisvollen Tag, einem Montag im Frühjahr, hatte Laura schon am Morgen nach dem Aufwachen gespürt, dass etwas nicht stimmen konnte. Sophias Füßchen hatten zuvor kaum je stillgestanden und Colin zur Bemerkung veranlasst, aus ihrer Tochter werde irgendwann eine Profi-Kickerin, doch auf einmal traten sie nicht mehr gegen Luras Bauchdecke. Die Ultraschalluntersuchung brachte die traurige Gewissheit: Alles Leben war aus diesem kleinen Wesen gewichen.

Laura kauerte sich nieder. Sanft streichelte sie den rundgeschliffenen Stein mit Sophias Namen darauf, so wie sie früher über ihren Bauch gestreichelt hatte. Diese Geste gab ihr das Gefühl, ihrem Kind nahe zu sein. Auch tat es ihr gut, dass neben Sophias Grab sich noch weitere Gräber von zu früh verstorbenen Babys befanden. So fühlte sich Laura mit ihrer Trauer nicht alleingelassen, obwohl sie all diesen Eltern gewünscht hätte, dieses

Schicksal nie teilen zu müssen. Ob sich all diese unbekannten Mütter und Väter auch so gelähmt fühlten wie sie?

Wieso gibt es eigentlich ein Wort für Kinder, die ihre Eltern verlieren – Waisen?

Oder für Menschen, die ihren Partner verlieren – Witwe, Witwer?

Aber keines für Eltern, die ihr Kind verlieren?

Womöglich, weil es zu grausam ist.

Oder weil niemand es auszusprechen wagt.

Hätte sie sich damals mehr Zeit nehmen müssen, bevor sie wieder in den Beruf als Rechtsmedizinerin in Falmouth einstieg? Sie hatte gedacht, sie würde das schon packen – Arbeit war doch schließlich die beste Medizin. Ihre Aufgaben erledigte sie danach indes nur unter größter Anstrengung. Oft war sie zerstreut und müde, vergaß Termine. Bei der letzten Autopsie hatte sie sogar ein wichtiges Indiz übersehen – ein Anfängerfehler. Eine Assistentärztin musste sie darauf hinweisen. So etwas war ihr früher nie passiert.

Seit vier Monaten absolvierte sie wöchentliche Sitzungen bei Dr. Anderson, dem Psychiater, den Colin ihr empfohlen und den er früher selbst aufgesucht hatte, um seine Panikattacken in den Griff zu bekommen. Gewiss, Dr. Anderson war ein erfahrener, einfühlsamer Arzt. Laura stellte bei sich aber keine Besserung ihres Gemütszustandes fest. Womöglich lag es daran, dass er als Mann überhaupt nicht ermessen konnte, was es für eine Frau bedeutete, von einem Kind, seinem eigenen Fleisch und

Blut, endgültig Abschied zu nehmen. Auch die Medikamente, die er ihr gegen ihre Schlafprobleme und ihre Stimmungsschwankungen verschrieben hatte, wirkten kaum. Laura fühlte sich häufig wie betäubt, ohne Luft zum Atmen, als ob sie unter einer Käseglocke gefangen wäre.

So durfte es nicht mehr weitergehen. Sie musste sich aus dieser Abwärtsspirale befreien. Von Colin konnte sie keine Hilfe erwarten.

Nicht diesmal.

Sie strich ein letztes Mal über den Grabstein. Dann stand sie auf – und ging.

Nicht zurück, sondern vorwärts.

Kapitel 2

Emily Parker schleppte sich die letzten Stufen der Treppe in den dritten Stock hinauf. Sie war hundemüde. Eine endlos lange Arbeitswoche lag hinter ihr.

Endlich Wochenende.

In einer halben Stunde war sie mit Tim im Pub um die Ecke verabredet. Sie sah auf ihre Armbanduhr. Sie war spät dran. Tim hasste Unpünktlichkeit, was gelegentlich zu Diskussionen führte. Und genau darauf hatte sie heute keine Lust. Ein Bier, ein Happen zu essen, ein kurzer Tanz – mehr brauchte sie nicht. Lange konnte sie ohnehin nicht bleiben: Sie hatte ihren Eltern versprochen, am Abend noch vorbeizuschauen. Eine einstündige nächtliche Autofahrt lag vor ihr.

Sie steckte den Schlüssel ins Schloss ihrer maroden Wohnungstür. Manchmal klemmte er. Diesmal nicht. Die Tür sprang auf, zu leicht.

Emily hielt inne. Normalerweise drehte sie den Schlüssel zweimal. Jetzt klickte es schon beim ersten Versuch. War sie heute früh unachtsam gewesen? Oder ... hatte jemand die Tür geöffnet? Vielleicht ihr Vermieter? Aber warum ausgerechnet heute?

Sobald sie ihre Wohnung betrat, vernahm Emily für gewöhnlich das Miauen ihrer schwarzen Katze aus der Küche. Pünktlich wie eine Stechuhr wartete Guinness

jeweils dort, strich Emily um die Beine und war kaum mehr zu beruhigen, bis sein Trockenfutter im Napf bereitlag.

Jetzt blieb alles ruhig.

«Guinness?», rief sie. «Miez, Miez, Miez?»

Irgendwoher vernahm sie ein unterdrücktes Maunzen. Sie betrat das Schlafzimmer und blickte unters Bett. Guinness lag in der hintersten Ecke und starre sie mit geweiteten Pupillen an. Als hätte er sich versteckt.

«Was ist denn mit dir los? Was machst du unter dem Bett? Um diese Zeit solltest du doch in der Küche stehen. Komm her, Miezi!» Selbst durch das Rascheln der Futtertüte ließ er sich nicht dazu bewegen, unter dem Bett hervorzukriechen. Für Guinness‘ Mätzchen hatte Emily heute jedoch keinen Nerv.

Sie verspürte ein flüchtiges Frösteln. Sicher nur die Müdigkeit. Mehr nicht. Trotzdem huschte ihr Blick ein zweites Mal zur Wohnungstür.

Sie ging in die Küche und füllte Guinness‘ Napf. Im Bad putzte sie sich rasch die Zähne, trug etwas Mascara, Lippenstift sowie einen Hauch Puder auf und band sich ihre dunkelblonden Haare zu einem Pferdeschwanz zusammen. Ein letzter Blick in den Spiegel. Bis auf ihre Ringe unter den Augen war sie mit dem Ergebnis zufrieden.

Edinburgh pulsierte. Die ganze Stadt schien auf den Beinen zu sein, um einen der letzten milden Abende dieses Herbstanfangs auszukosten. Und es erweckte den Anschein, als ob alle Nachtschwärmer heute das Sneaky

Pete's ausgewählt hätten, um zu feiern. Dort stand Live-Musik auf dem Programm. Die Band Morass of Molasses spielte und schien zahlreiche Leute auch aus dem Umland von Edinburgh anzuziehen.

Im Lokal kämpfte Emily sich den Weg durch die Menschentrauben zu Tim frei. Er lehnte entspannt an der Bar, hochgewachsen, muskulös, ein Bild von einem Mann, vor sich ein Pint auf dem Tresen. Als er Emily kommen sah, hob er leicht seine Augenbrauen, deutete auf seine Uhr, lächelte und streckte seine Daumen nach oben. Heute war sie pünktlich – auf den Glockenschlag. Sie warf sich ihm in die Arme und küsste ihn.

«Hallo», war das Einzige, was sie sagen konnte. Alles andere wäre sowieso vom Lärm rundherum verschluckt worden. Es gelang ihnen nur, sich mittels Zeichensprache zu verständigen, so ohrenbetäubend laut spielte die Musik. Emily hatte sich auf einen etwas ruhigeren Abend eingestellt, hätte gerne mit Tim geplaudert, ihm über ihren belastenden Job berichtet. In diesem Lärm war es ein Ding der Unmöglichkeit.

Überhaupt wusste sie nicht viel über ihn. Sie hatten sich erst spärlich über Privates ausgetauscht, seit sie sich vor zwei Monaten an einer Party bei Freunden kennengelernt hatten. Tim studierte irgendwas mit Völkerkunde an der Universität in Edinburgh, hatte, wie er überall betonte, einen längeren Aufenthalt im Senegal hinter sich, war Veganer und liebte Independent Rock.

Ihre Interessen waren grundverschieden. Seit sie ein kleines Mädchen war, hatte sie sich für alles begeistert,

was mit Technik zu tun hatte. Früh lernte sie das Morsealphabet, wusste, wie man ein Funkgerät bedient – und mit 17 hatte sie ihren Motorflugschein in der Tasche. Von ihrer Leidenschaft hatte sie Tim gegenüber nichts erwähnt. Sie befürchtete, er würde ihr Hobby nicht gutheißen, da er sich in einer Gruppe von Gleichgesinnten für die Rettung des Klimas engagierte und in dieser Hinsicht alles, was mit dem Fliegen zusammenhing, verurteilte.

Da ein vernünftiges Gespräch unmöglich war, Emily aber trotzdem etwas Spaß haben wollte, zog sie Tim auf die Tanzfläche, wo ein Meer von wogenden, aneinanderdrängenden, verschwitzten Leibern sich im Takt der Musik auf und ab bewegte. Tim schien nicht der geborene Tänzer zu sein; etwas linkisch und lustlos stampfte er zur Musik und bereits nach zwei Songs gab er auf und zog sich wieder an die Bar zurück. Emily dagegen war in ihrem Element und vergaß komplett ihre Müdigkeit.

Nach einer halben Stunde kehrte sie ausgepowert, aber zufrieden zu Tim an den Tresen zurück. Irgendetwas stimmte nicht; er saß mit hängenden Schultern und heruntergezogenen Mundwinkeln auf seinem Barhocker und stocherte lustlos mit dem Finger in der Schaumkrone seines Biers herum. Als sie ihm einen Knuff in die Seite verpasste und dazu lachte, fuhr er sie an, sie solle das bleiben lassen. So wütend hatte sie Tim noch nie erlebt.

Ein paar Minuten saßen sie schweigend nebeneinander. Emily hoffte, ein zweites Pint würde ihre Laune etwas heben. Sie trank es in einem Zug aus. Ihr war klar, dass

sie nach dem ersten Bier nichts mehr hätte trinken sollen, da sie sich nachher hinters Steuer klemmen und die nicht ungefährliche Strecke zu ihren Eltern fahren wollte.

Falls es überhaupt möglich war, so schien der Lärm im Pub inzwischen ohrenbetäubender zu sein als zu Beginn des Abends. Emily hielt es nicht mehr länger aus. Sie zeigte auf ihre Uhr und bedeutete Tim, dass sie aufbrechen wollte. Mit etwas Abstand folgte er ihr zum Ausgang.

Wortlos standen sie draußen beieinander, während Emily eine Zigarette anzündete. Tim verzog angewidert sein Gesicht und wedelte den Rauch, der in seine Richtung zog, mit einer Handbewegung weg.

«Ich mach mich auf den Weg», meinte Emily.

«Okay», erwiderte Tim knapp.

«Sobald ich wieder zurück in Edinburgh bin, melde ich mich.»

«Ist gut. Fahr vorsichtig.»

Eine kurze Umarmung, kein Abschiedskuss – dann war Tim um die Ecke verschwunden.

Was zur Hölle war das?

Weshalb war Tim auf einmal so eingeschnappt? Lag es daran, dass sie ihn an der Bar stehen gelassen und ohne ihn weitergetanzt hatte? War er womöglich auf den blonden, etwas reiferen Typen eifersüchtig, der sich auf der Tanzfläche an sie herangemacht hatte? Er tanzte unheimlich gut und war ihr eine Zeitlang nicht von der Seite gewichen, was ihr, wenn sie es sich genau überlegte, geschmeichelt hatte.

Was immer der Grund war – so bockig hatte sie Tim nie zuvor erlebt.

Was für ein Mist. Das läuft definitiv in eine falsche Richtung. Soll ich mich überhaupt wieder bei ihm melden?

Dabei hätte sie so vieles mit ihm zu besprechen gehabt. Sie hatte sich fest vorgenommen, ihm in den nächsten Tagen von dem Unglück zu erzählen. Und dass sie seit jenem Tag unter Albträumen litt. Sie wollte, dass er von dieser tragischen Geschichte erfuhr, auch wenn sie sich nicht im Klaren darüber war, ob ihre Beziehung anschließend noch standhalten würde.

Inzwischen war sie zu Fuß zwei Querstraßen vom Pub entfernt bei ihrem Auto, einem Mini Cooper, angekommen. In dieser Ecke der Stadt ließ sich meistens ein freier Parkplatz finden und das Ordnungsamt war hier mit den Strafzetteln nicht so streng.

Zwischen den leeren Bürogebäuden war es an einem Freitagabend gespenstisch still. Bloß ein etwas älterer, untersetzter Herr mit Hut kam ihr entgegen und grüßte sie freundlich. Emily vermutete, er sei bei seinen Enkelkindern gewesen, da er *Twinkle, Twinkle, Little Star*, ein bekanntes englisches Kinderlied, summte.

Emily drückte die Zentralverriegelung ihres Minis.
Nichts geschah.

Auch ein zweiter Versuch scheiterte. Die Verriegelung sprang nicht auf.

Lass mich jetzt bitte, bitte nicht hängen!

Sie sog die kühle Nachluft tief ein und hoffte, dadurch wieder einen klaren Kopf zu bekommen.

Ihr Flehen wurde erhört. Beim dritten Versuch klappte es. Die Verriegelung sprang endlich auf. Emily konnte einsteigen und losfahren.

Um 23 Uhr fuhr sie aus Edinburgh hinaus über die M9 Richtung Stirling. In den Randbezirken der Stadt herrschte anfänglich dichter Verkehr – zumeist Nachschwärmer, die auf dem Nachhauseweg waren. Je weiter westwärts sie ihren Wagen lenkte, desto seltener kamen ihr andere Fahrzeuge entgegen. Ihre Anspannung ließ nach, nun überfiel sie eine bleierne Müdigkeit. Sie kämpfte damit, ihre Augen offen zu halten.

Sollte sie kurz anhalten und ein Powernap machen? Das wäre jetzt genau das Richtige. Aber dann würde sie zu spät bei ihren Eltern eintreffen – und die würden sich wieder unnötig Sorgen machen.

Außerdem: hier draußen in der Einöde, auf einem verlassenen Parkplatz als Frau nachts allein im Auto schlafen? Nein, das erschien ihr dann doch zu leichtsinnig.

Sie drehte die Musik aus dem Autoradio voll auf, tät schelte sich ein paar Mal die Wangen, ließ das Seitenfenster herunter und spürte die kühle Luft auf ihrer Haut. Für einen Moment fühlte sie sich wacher.

Hinter Stirling, auf der A84 nach Callander, fuhr Emily durch menschenleere und vom Wind zerzauste Landschaften. Kein einziges Fahrzeug kam ihr entgegen. Im Rückspiegel entdeckte sie die Lichter eines Autos, das eine Zeitlang mit Abstand hinter ihr herfuhr. Nach ein

paar Minuten war es verschwunden. Sie checkte kurz den Empfang ihres Handys auf dem Beifahrersitz. Kein Signal. Sollte sie in diesem gottverlassenen Landstrich eine Panne haben, dann müsste sie die ganze Nacht hier ausharren.

Als sie wieder hochblickte, schoss von links etwas Dunkles, Mächtiges knapp vor ihrem Fahrzeug über die Straße. Sie trat voll auf die Bremse. Doch das Auto verzögerte das Manöver im Zeitlupentempo.

Der Koloss – Emily vermutete ein riesiges Wildschwein – schien unverletzt und war schon wieder auf der anderen Seite im Wald verschwunden.

Boah, grad noch mal gut gegangen!

Emily zitterte. Sie atmete mehrmals tief durch.

Auf den letzten Kilometern durfte sie sich keinesfalls mehr ablenken lassen. Die Bremsen schienen nicht in allerbestem Zustand zu sein und eine Inspektion wäre schon längst überfällig gewesen. Einmal zurück in Edinburgh, würde sie ihren Wagen auf Herz und Nieren prüfen lassen müssen.

Nach Callander würde das letzte Stück der Strecke über den Duke's Pass führen. Bereits bei Tag war diese Verbindung mit ihren Steigungen und den zahlreichen engen Kurven nicht zu unterschätzen. Bei Nacht und dem einsetzenden Nieselregen, gepaart mit Emilys Müdigkeit und dem Alkohol im Blut, musste sie höllisch aufpassen, um nicht von der Straße abzukommen.

Auf der Passhöhe hielt Emily einen Moment an und füllte sich ihren Becher mit Kaffee aus der Thermos-

kanne. Er war immer noch schön heiß. Schluck für Schluck genoss sie das wohltuende Getränk, gönnte sich dazu ein Shortbread und beobachtete, wie der Regen gegen die Scheibe trommelte und langsam daran hinunterperlte. An klaren Tagen war der Ausblick von hier oben grandios, jetzt aber sah man die Hand vor Augen nicht mehr. Ein eisiger Wind trieb den Regen vor sich her und ließ die Wolken wie eine undurchdringliche Wand am Berggrücken stauen.

Ein kurzes Stück Fahrt – dann wäre sie da: am Haus ihrer Eltern, in Loch Lubnaig. Dort würde sie einen Moment mit ihrer Mutter vor dem Torffeuer in den gemütlichen, etwas abgewetzten Ohrensesseln sitzen, einen Tee trinken und die vertraute Umgebung ihrer Kindheit auf sich wirken lassen. Wie sehr hatte sie den Duft des Hauses, die Nähe ihrer Eltern, die Gespräche mit ihnen vermisst. Sie war eine halbe Ewigkeit fort gewesen. Hatte vergessen, wie gut es tat, durchzuatmen. Jetzt freute sie sich, das ganze Wochenende mit Ausschlafen und langen Spaziergängen in der unberührten Natur zu verbringen.

Emily startete den Motor. Im Radio lief *Someone You Loved* von Lewis Capaldi, einem ihrer Lieblingsinterpreten. Die Regentropfen klatschten an die Scheibe und brachen das Licht der Scheinwerfer. Sie zündete sich eine letzte Zigarette an. Ihre Eltern mochten es nicht, wenn sie rauchte.

Noch fünf Kilometer und ein paar enge Kurven den Pass hinunter – dann war sie endlich zu Hause. Die Fahr-

bahn wurde schmäler und steiler. Emily kannte diesen Abschnitt wie ihre Westentasche. Vor den Kurven nahm sie jeweils leicht das Tempo raus, schnitt sie gekonnt und beschleunigte gleich wieder. Diesen Teil der Fahrt genoss sie jedes Mal aufs Neue. Jetzt kam die letzte scharfe Rechtskurve – eine brenzlige Stelle. Kurz anbremsen. Danach nur ausrollen lassen.

Heute war sie eindeutig zu schnell unterwegs – womöglich aus Ungeduld, Übermüdung – oder Selbstüberschätzung. Die Kurve kam zu rasch. Atemlos trat Emily auf die Bremse, riss am Steuer. Nichts passierte. Schweiß brannte ihr in den Augen. Mit letzter Kraft trat sie nochmals auf das starre Pedal. Doch der Wagen schoss weiter – unaufhaltsam, wie eine Metallkugel auf Schienen.

Der Abgrund kam näher – dahinter: nur graue Leere.

Ein fürchterliches Knirschen dröhnte in ihren Ohren, als ihr Wagen die morsche Absperrung durchbrach. Dann stürzte er den Abhang hinunter – überschlug sich mehrmals – und fing Feuer.

Oben auf dem Pass stand eine Gestalt.

Der Kragen des Trenchcoats war hochgeschlagen, der Hut tief ins Gesicht gezogen. Durch ein Fernglas verfolgte sie Emilys Todesfahrt.

Als der Wagen in Flammen aufging, senkte die Gestalt langsam den Feldstecher, lächelte in sich hinein – und summte leise: *Twinkle, Twinkle, Little Star*.

Dann drehte sie sich um, stieg in ihr Auto und fuhr los. In die Gegenrichtung.

Die späteren Unfallermittlungen ergaben, dass Emilys Wagen über 100 km/h gewesen sein musste, als er die Leitplanke durchbrach. Die Beamten, die die Unfallstelle und das Fahrzeug untersuchten, stellten fest, dass die Bremsen kaum Spuren von Verschleiß aufwiesen und deshalb nicht für diesen Unfall verantwortlich gemacht werden konnten. Da man keinerlei Bremsspuren fand, wurde letztlich ein Suizid als Grund für diese Tragödie angenommen.

Als man den Unfallbericht ad acta legen wollte, fielen einem jungen, eifrigen Ermittler, der Zweifel an der Selbstmordtheorie hatte, kaum sichtbare Unregelmäßigkeiten an den Bremsschläuchen auf. Jemand hatte sie womöglich gezielt manipuliert und versucht, diesen Eingriff zu vertuschen.